

Tierische Jagdhelfer - einst und jetzt

Martina Giese^{1*}

Die Geschichte der Jagd ist zugleich die Geschichte der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zwischen dem Menschen und seinen tierischen Jagdhelfern. Diese Kontinuitätslinie reicht bis heute, denn auch unser Jagdalltag, so technisiert und modern er mitunter anmutet, ist ohne Helfertiere, zumal Jagdhunde, undenkbar. Wie ihre Artgenossen von einst verfügen auch unsere tierischen Gehilfen über natürliche Fähigkeiten, welche der Mensch nicht oder zumindest nicht in ausreichendem Maße besitzt. Es würde allerdings viel zu kurz greifen, das Jagdgespann Mensch-Tier allein auf die funktionalistische oder utilitaristische Ebene reduzieren zu wollen. Das Verhältnis von Mensch und Tier auf der Jagd geht weit darüber hinaus. Es ist eine tiefe emotionale Bindung, die uns und unsere tierischen Gefährten zu einer höchst leistungsfähigen und spezialisierten Gemeinschaft zusammenschweißt, die sich bei klarer Rollenverteilung den Herausforderungen der Jagd gemeinsam stellt. Betrachten wir die gegenwärtige Situation im deutschsprachigen Raum als Hintergrundfolie für historische Vergleiche, so sind einleitend drei Punkte zu betonen. Erstens kommt der Jagd in unserer Gesellschaft nur noch marginale Bedeutung zu. Zweitens ist für das Recht der Jagdausübung alleinige Voraussetzung der gültige Jagd- bzw. Falknerjagdschein, nicht jedoch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht. Drittens ist unser Jagdwesen stark individuell geprägt, d.h. von Privatpersonen, die diesem Hobby aus Liebhaberei in Eigenregie nachgehen.

In scharfem Kontrast hierzu präsentieren sich die vormodernen Zustände, auf die zum besseren Verständnis kurz einzugehen ist. Bis zum 18./19. Jahrhundert (Josefinische Jagdordnung von 1786 bzw. Französische Revolution von 1789 bzw. Revolution von 1848/49) besaß die Jagd einen kaum zu überschätzenden gesellschaftlichen Stellenwert in Mitteleuropa. Die Zäsur von 1848/49 wirkte für den deutschsprachigen Bereich deswegen so einschneidend, weil damals das sog. Jagdregal, d. h. das traditionelle Recht des Adels, auf fremdem Grund und Boden jagen zu dürfen, ersatzlos aufgehoben und das Jagdrecht an den Besitz von Grund und Boden geknüpft wurde. Diese rechtlichen Veränderungen öffneten das Jagdwesen nachhaltig für nichtadelige Kreise und stellten die Weichen für die heute gängige Einzeljagd im Revierjagdsystem. Zugleich fanden damit verschiedene höfische Jagdformen ihr Ende, primär all jene, die auf Jagdfronen und Jagddiensten (Zwangsabgaben und Arbeitspflichten der abhängigen Bevölkerung im Kontext der Adelsjagd) basierten.

Wenn von höfischer Jagd die Rede ist, muss man sich allerdings vor Augen halten, dass dazu auch einige Ausprägungen zählten, die wir heute gewiss nicht mehr als Jagd

etikettieren würden, weil sie weder mit dem Grundsatz der Weidgerechtigkeit noch mit unseren Tierschutzvorstellungen vereinbar sind. Neben der Jagd in Tiergärten und Wildparks, um hohe Streckenzahlen zu garantieren, sei als ein konkretes Fallbeispiel nur das sog. „Fuchsprellen“ genannt. Hierbei ließ man Füchse in einem umzäunten bzw. ummauerten Areal frei laufen. Je zwei Personen standen einander gegenüber und hielten stehend rund fünf Meter lange Gurt- oder Stoffbahnen (sog. Prellen) an den Enden fest, die mittig Bodenkontakt hatten. Lief nun ein Fuchs über diese Bahn, so straffte man durch rasches beiderseitiges Ziehen den Stoff, wodurch das Tier wie bei einem Trampolin in die Höhe geschleudert wurde. Die höfische „Jagdgesellschaft“ delectierte sich so lange am Umherrennen, am Flug sowie an den Qualen der Rotröcke, bis die Füchse tot waren.

Die historischen Jagdformen waren ebenso zeitgebunden wie unsere heutigen, sie waren beeinflusst von einem ganzen Bündel von Faktoren (Ethik, Rechtslage, technischer Entwicklungsstand etc.). Der Einsatz von jagdlichen Helfertieren im Wandel der Zeit ist stets in enger Abhängigkeit von diesen Jagdmethoden zu sehen. Unter geographischer Beschränkung auf Zentraleuropa und in zeitlicher Konzentration auf das Mittelalter (ca. 500 bis ca. 1500) und die frühe Neuzeit sollen nachfolgend diejenigen jagdliche Helfertiere in gebotener Kürze gewürdigt werden, die allgemeinere Relevanz beanspruchen dürfen. Kuriose Einzelfälle bleiben außer Acht - so etwa der Bericht über einen Dachs im 16. Jahrhundert, dem man das Apportieren von Enten bei der Wasserjagd beigebracht hatte. Konsequenterweise ausgeklammert ist der Bereich des Fischfangs, also die Verwendung von Lockfischen, von Kormoranen und von Fischottern als tierischen Gehilfen. Zunächst mag eine Systematisierung der lebendigen jagdlichen Helfertiere (im Unterschied zu toten „Helfertieren“, die als Luder dienen) nützlich sein (siehe *Tabelle*).

An dieser Übersicht fällt heutigen Jägerinnen und Jägern sogleich auf, dass die Kategorie 1 infolge des technischen Fortschritts (Stichwort: Auto statt Pferd) fast gänzlich aus dem Jagdbetrieb verdrängt ist und die Lockjagd der 2. Kategorie nicht mehr praktiziert wird. Schuld daran ist in erster Linie ein ethischer Wertewandel im Bereich des Tierschutzes, der seinen Niederschlag in entsprechenden Gesetzen sowie Verordnungen fand.

Die Lockjagd

Die simpelste Form der Indienstnahme von lebendigen Tieren zu Jagdzwecken stellt die Lockjagd dar, bei der vorübergehend lokal fixierte Tiere andere Tiere bzw. Artgenossen

¹ Ludwig-Maximilians-Universität München, Abteilung für Mittelalterliche Geschichte, Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 MÜNCHEN

* Ansprechpartnerin: Dr. Martina GIESE, m.giese@mg.fak09.uni-muenchen.de

Jagdliche Helfertiere

1. bei der Annäherung an das Wild hilfreich
 - 1.1. als Transporthilfe (z.B. Pferd und Maultier)
 - 1.2. als Tarnung (z.B. Schießpferd, Schießkuh oder -ochse, Schießrentier)
2. beim Anlocken des Wildes dienlich
 - 2.1. Lockvögel
 - als Beute (z.B. Tauben/Krähen beim Greifvogelfang, Ente beim Raubtierfang)
 - als Artgenossen (v.a. Singvögel)
 - als „Reizvögel“ (z.B. Uhu bei der Hüttenjagd auf Krähenvögel)
 - 2.2. Säugetiere
 - als Beute (z.B. Lockferkel oder Lockschaf bei der Wolfsjagd)
 - als Artgenossen (z.B. Lockhirsch oder Lockrentier)
3. das Wild selbständig verfolgend und ergreifend
 - 3.1. Beizvögel
 - Adler
 - Habichtartige
 - Falkenartige
 - 3.2. Säugetiere
 - Frettchen
 - Jagdgeparden
 - Hunde

ankirren. In kulturhistorischer Perspektive handelt es sich nicht zuletzt deswegen um ein interessantes Phänomen, weil die Lockjagd mit lebendigem „Köder“ heute gesetzlich verboten ist, und weil manche, ehemals wirtschaftlich bedeutsame Form der Lockjagd schon seit langem in Vergessenheit geraten ist. Singvögel wurden bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein in der Zeit des Vogelzuges massenhaft gefangen, vielfach durch Artgenossen (z.B. Finken) oder eine Eule (Lockkautz) herbeigelockt. Sie dienten als Leckerbissen, als singende Hausgenossen und ihrerseits wiederum als Lockvögel für künftige Jagden. Im Mittelalter galt der Vogelfang tendenziell als Beschäftigung des einfachen Volkes, das von anderen Jagdformen sukzessive ausgeschlossen worden war, fand aber auch im Bürgertum und in Adelskreisen Zuspruch. In der Neuzeit schränkte man den Kreis der fangberechtigten Personen wiederholt ein, um die höfische Variante dieser Jagdart (mit großdimensionierten Vogelherdanlagen) zu begünstigen. Neben Gelegenheitsfängern widmete sich ein ganzer Erwerbszweig professionell dem Vogelfang - die Gestalt des „Papageno“ in MOZARTS Zauberflöte kündigt noch heute davon. Die Lockjagd auf Singvögel und auf Rabenvögel sollte zugleich Schäden in der Landwirtschaft gering halten, der Fang von Greifvögeln mit Tauben als Lockvogel diente der Beschaffung von Greifvögeln für die Beizjagd. Im 19. Jahrhundert kam es zu einem spürbaren Rückgang des Singvogelfangs, da er unrentabel geworden war.

Als Kuriosum der Lockjagd sei kurz auf den Lockhirsch verwiesen. „Zahmes“ Rotwild (Rottiere sowie vielleicht kastrierte Hirsche), das offenbar angeschirrt war und an den Läufen Fußfesseln trug, um eine Flucht zu unterbinden, lockte bei dieser Jagdmethode zur Brunftzeit durch sein Röhren bzw. durch seinen Geruch Artgenossen an, die dann erlegt wurden. Aus Mitteleuropa liegen nur für die Phase des 5. bis ca. 9. Jahrhunderts Belege für die Nutzung von Rotwild (und von Wisenten) zur Lockjagd vor. Einerseits sind dies Rechtstexte, andererseits archäologische Funde neben bildlichen Darstellungen. Nach ganz analogem Prinzip verwendete man allerdings in Skandinavien vom

Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein Rentiere für die Lockjagd, wobei der Übergang zum Einsatz des Rens als Tarnung, d.h. als „Schießren“, fließend ist.

Mit weitem Abstand bis heute am wichtigsten ist die 3. Kategorie der Systematik, welche jene abgerichteten Jagdhelfer vereint, die auf Kommando und durch Konditionierung berechenbar zum aktiven Einsatz kommen, um das Wild selbständig zu verfolgen und zu ergreifen. Hierzu gehören Beizvögel, Frettchen, Jagdgeparden und Jagdhunde. Die herausgehobene Bedeutung dieser Helfertiere lässt sich auch daran ablesen, dass es bereits in der Antike üblich war, ihnen Namen zu geben.

Die Beizjagd

Die Jagd mit abgetragenen Greifvögeln ist zwar keine Innovationsleistung des Mittelalters, doch hat diese Epoche als eigentliche Blütezeit der Beizjagd (von alt- und mittelhochdeutsch „beizen“ = beißen machen) zu gelten, dies um so mehr, als diese Jagdform in der griechischen und römischen Antike nicht ausgeübt wurde. Zu differenzieren haben wir in Abhängigkeit von den herangezogenen Vögeln und ihrer Jagdweise zwischen der Falknerei mit Vögeln des hohen Fluges (Falken) und der Habichterei mit Vögeln des niederen Fluges (Sperber und Habicht). Eine Sonderstellung nimmt der heutigentags aus der Beizjagd nicht mehr wegzudenkende Adler ein. Zwar ist der Adler vor der Wende zur Neuzeit vereinzelt in Menschenhand belegt, wechselte auch als repräsentatives Geschenk mitunter den Besitzer, doch haben wir nur sporadisch Indizien für seine tatsächliche Nutzung als Beizvogel. Der Italiener PETRUS DE CRESCENTIIIS (gest. 1321) nennt in seinem agrarkundlichen Compendium möglich Gründe hierfür. Im Vergleich zu anderen Beizvögeln schlage beim Adler das hohe Körpergewicht negativ zu Buche. Überdies stellten ausgewachsene Wildfänge ein hohes Risiko für den Menschen dar, denn sie könnten ihn im Gesicht und anderswo schwer verletzen. Die alternative Beschaffung von Jungvögeln durch Aushorstung sei extrem gefährlich wegen der

angreifenden Alttiere. Die hiermit angeschnittene Frage des Nachschubs spielt in der gesamten historischen Beizjagd eine zentrale Rolle. Züchtungserfolge bei Greifvögeln in menschlicher Obhut sind ja erst ein Durchbruch des modernen Naturschutzes im 20. Jahrhundert - maßgeblich aktiven Falknerinnen und Falknern zu verdanken. In früheren Zeiten verfügte man also generell nicht über selbst gezogene Jungvögel, ganz zu schweigen von den heute immer beliebter werdenden Hybriden. Bei der Beschaffung war man somit zwingend auf die Alternative Aushorstung der Jungvögel oder Lebendfang von adulten Exemplaren angewiesen. Die in der Geschichte zu beobachtende soziale Differenzierung der Beizjagdpraxis erklärt sich nicht zuletzt aus diesen Nachschubproblemen. Zu Sperbern und Habichten konnte man sich in Mitteleuropa durch Aushorstung und adulte Wildfänge verhelfen, wenngleich die natürlichen Ressourcen so beschränkt waren, dass man die Aushorstung gesetzlich regelte. Die vergleichsweise leichte Möglichkeit der Beschaffung in Kombination mit einer guten Jagdleistung (bis zu 5-6 Stück Wild pro Tag) führte zur Verwendung des Habichts als „Küchenvogel“ in ganz unterschiedlichen sozialen Bevölkerungsschichten.

Im Gegensatz dazu war die Falknerei eine äußerst personal- und kostenaufwendige Liebhaberei, die sich rein ökonomisch selten rechnete. Sie diente deswegen schon im Mittelalter einerseits als standeskennzeichnende Kurzweil adeliger Frauen wie Männer, wurde andererseits als verschwenderischer Luxus kritisiert. Immer wieder begegnen Falken als Geschenke im internationalen Gabentausch der Adelseliten, dienten mitunter gar als Währung. Die Falkenbeize erfordert weites offenes Gelände, sie war daher besonders publikumsgerecht, denn man konnte die spektakulären Luftkämpfe in großer Höhe zwischen Falke(n) und manchmal körperlich sogar überlegenen Gegnern wie Kranichen oder wehrhaften Reihern gut beobachten. Begehrt und dementsprechend exorbitant teuer waren wegen ihrer Größe und weißen Gefiederfarbe die nordischen Gerfalken, die aus ihrem natürlichen Lebensraum der Polarregion aufwendig und mit hoher Verlustrate schon auf dem Transportweg importiert werden mussten. In Menschenhand überlebten sie selten länger, da sie keine Resistenzen gegen Krankheitserreger der südlichen Klimazonen wie Schimmelpilze entwickelt hatten und die Veterinärmedizin noch in den Kinderschuhen steckte. Eine exakte Identifizierung, welche Greifvogelarten früher geflogen wurden, ist bisweilen diffizil, da in der naturkundlichen bzw. jagddidaktischen Literatur zwar durchaus „Spezies“ unterschieden werden, die Terminologie jedoch schwankt. Besser lassen sich Bildquellen interpretieren, aber Unverwechselbarkeit und Präzision in der Taxonomie schuf eben erst CARL VON LINNÉ (gest. 1778) mit seinem bis heute gültigen System der binären Nomenklatur für Tiere wie Pflanzen.

Heute ermöglicht die moderne Wissenschaft Züchterfolge und die Telemetrie unterstützt die Beizjagd technisch, außerdem ist das Spektrum der Greifvögel erweitert um Hybride und um früher unbekannte Arten wie den Harris Hawk aus der Neuen Welt, doch hat sich an den eigentlichen Grundlagen dieser traditionsreichen Jagdart über die Jahrhunderte fast nichts verschoben. Unverändert anspruchsvoll sind auch der Betreuungsaufwand sowie das Maß an

fachlichem und praktischem Wissen als Voraussetzung für die dauerhaft erfolgreiche Ausübung der Beizjagd. Das betonte schon der Autor des berühmten Falkenbuches „Über die Kunst mit Vögeln zu jagen“ (*De arte venandi cum avibus*), Kaiser FRIEDRICH II. (gest. 1250). Er postulierte lebenslänglichen Lernwillen auf diesem Feld und formulierte hohe körperliche (gesund, weder zu dünn noch zu dick, schnellfüßig, scharfsichtig, gut hörend etc.), geistige (klug, entscheidungsfreudig, merkfähig etc.) und charakterliche (kühn, nicht verfrassen oder trunksüchtig, nicht jähzornig etc.) Anforderungen für jeden Falkner. In dieser Sichtweise fungiert die Beizjagd geradezu als umfassende Charakterprüfung. Nach FRIEDRICHS Urteil war sie die schwierigste und daher edelste aller Jagdmethoden.

Zum Niedergang der Beizjagd an den europäischen Adelshöfen trug vorrangig die Verbesserung der Schusswaffen bei. Das einstige soziale Ansehen und damit Hand in Hand gehend die große Popularität der Falknerei verblasste derart, dass die Traditionskette ihrer praktischen Ausübung europaweit bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie abgerissen war. Spätere organisierte Versuche einer praktischen Wiederbelebung dieses uralten Kulturgutes (z.B. durch den englischen Falconers Club, gegründet 1771; den Deutschen Falkenorden, gegründet 1923 und den Österreichischen Falknerbund, gegründet 1950) waren vielfach auf überlieferte schriftliche Anleitungen angewiesen, weil es Meister der Praxis nur noch vereinzelt oder gar nicht mehr gab.

Das Frettieren

Die Jagdtechnik mit einer gezähmten Zuchtform des Europäischen Iltis (*Mustela putorius furo*) blieb über Jahrhunderte konstant. Schon der griechische Geograph STRABON (gest. wohl vor 25 n. Chr.) kannte Frettchen als in Spanien mit Maulkorb zur Baujagd auf Kaninchen eingesetzt.

Diese Nagetiere hatten sich seit der Antike von der iberischen Halbinsel (deren phönizischer Name vermutlich „Kaninchenküste“ bedeutete) aus in Europa verbreitet. Als Speise, aber auch wegen ihres Balgs wurden sie geschätzt und in Wildparks (besonders in England) im großen Stil zu kommerziellen Zwecken gezüchtet. Der gelehrte Dominikaner THOMAS VON CANTIMPRÉ beschreibt in seiner Naturenzyklopädie um das Jahr 1241, wie man Kaninchen mit den weißen bzw. gelbfarbenen (Albino-)Frettchen aus ihren Bauen in zuvor aufgestellte Netze treibt. Ausgangs des 14. Jahrhunderts empfiehlt ein französischer Jagdexperte, das Frettchen nur mit einem Maulkorb versehen in den Kaninchenbau, dessen sonstige Eingänge vorher verstopft worden sind, zu schicken, denn ohne Maulkorb würde das Frettchen die Nager im Bau würgen und selbst erst nach einigen Tagen wieder zum Vorschein kommen. Ein Europareisender teilt uns aus der Mitte des 15. Jahrhunderts als Höhe der Jagdstrecke mit einem Frettchen die Tagesbeute von 50-60 Kaninchen mit. Das Frettieren war in der Vor-moderne eine typische Jagdmethode der kleinen Leute, weil man keine teuren Jagdwaffen, sondern nur einen gezähmten Iltis mit Maulkorb (und Schellenhalsband) sowie leicht herzustellende Netze für diese Jagdmethode benötigt, das Frettchen in der Haltung überdies wenig kosten-, platz- und

pflegeaufwendig ist. In England war die Frettchenhaltung aus Angst vor Wilderei mit Hilfe dieses stillen unterirdischen Jagdhelfers zeitweise verboten.

Die Jagd mit Geparden

Die Abrichtung von Geparden (in der Diktion der Quellen häufig als „Leoparden“ bezeichnet) zu Jagdzwecken war ursprünglich eine Errungenschaft des asiatisch-arabischen Kulturraumes. In den christlich geprägten Westen Europas gelangten diese Tiere als Folge der Kreuzzüge. Der jagdversessene Stauferkaiser FRIEDRICH II. verpflanzte diese Jagdtechnik als erster vom Orient in den Okzident. An seinem Hof sind auch spezielle Gepardenführer als Bedienstete nachweisbar, die den Jagdeinsatz dieser gezähmten Raubkatzen betreuten. Die im Abendland hauptsächlich praktizierte Jagdtechnik mit Geparden bestand darin, sie von der Kruppe eines galoppierenden Pferdes aus auf das Wild zu hetzen. Auf diese Weise unterstützte man die körperliche Überlegenheit des Gepards als schnellstem Landsäugetier optimal, denn Geparden können ihre Höchstgeschwindigkeit von über 80 km/h nur rund 15 Minuten durchhalten. Im Unterschied zur Verwendung von Greifvögeln und Hunden war der Gebrauch von Geparden bei Jagden in Zentraleuropa stets nur die Ausnahme, zu keiner Zeit ein Massenphänomen. Geradezu als Modeerscheinung erlebte die Jagd mit ihnen seit dem 15. Jahrhundert eine gewisse Konjunktur an den europäischen Fürstenhöfen, denn zum einen bot diese Variante willkommene Abwechslung und verlieh eine Aura von Exotik, zum anderen signalisierte allein schon der Besitz von Geparden materiellen Wohlstand wie politisch-gesellschaftlichen Einfluss. Da sich die in Mitteleuropa nicht heimischen Tiere in menschlicher Obhut nämlich nicht vermehren ließen, musste jeglicher Nachschub teuer gekauft oder als Geschenk aus der Ferne beschafft werden. Dementsprechend beeindruckt zeigte sich etwa Kurfürst JOHANN CASIMIR VON DER PFALZ (gest. 1592; vielleicht das historische Vorbild für den legendären „Jäger aus Kurpfalz“ des bekannten Liedes), als sein Gast Kaiser MAXIMILIAN II. (gest. 1576) zu Festjagden im Herbst 1570 auch einen Geparden mitführte, der auf flüchtiges Schalenwild geschnallt wurde. Die private Haltung von Geparden ist heute in den deutschsprachigen Ländern gesetzlich verboten.

Die Jagd mit Hunden

„Jagd ohne Hund ist Schund“. Dieser gerne zitierte Grundsatz galt bereits im Mittelalter, denn der Hund war seit jeher der wichtigste tierische Jagdgefährte des Menschen. Die Hetzjagd mit vielköpfigen Hundemeuten verkörperte damals eine der beliebtesten Jagdarten des Adels. Deswegen herrschte an den europäischen Fürstenhöfen ein permanenter Bedarf an leistungsfähigen Hunden. Während heutigentags die Zucht von Jagdhunden durch das Prüfungswesen der Jagdgebrauchshundeverbände kanalisiert und kontrolliert wird, gab es in früheren Geschichtsepochen weder solche Prüfungen noch überhaupt Rassestandards im modernen Sinne. Zwar wurde zwischen Hunden mit verschiedenen Funktionen im Jagdbetrieb unterschieden, beispielsweise zwischen Erdhunden zur Fuchs- Dachts-,

Otter- und Biberjagd, Bracken für die Fährtenarbeit, Windhunden zur Hetze und Doggenartigen als Packern, aber unveränderliche äußere Rassemerkmale, die als Ergebnis menschlicher Auswahl in jeder Generation auftraten, existierten praktisch nicht. Einen Wandel leitete hier erst die planmäßige Rassezucht ab dem 18. Jahrhundert ein, welche auch in eine sprunghafte Erhöhung der Rassenvielfalt mündete und zugleich das rassenspezifische Kupieren mit sich brachte. Zuvor wurde die Qualität der Vierbeiner in erster Linie danach beurteilt, wie sie sich in Feld und Wald bewährten. Ästhetische Gesichtspunkte (vergleichbar unseren Haar- und Formwerten) vernachlässigte man jedoch nicht völlig. Das gilt insbesondere für Zuchtpaare und für Hunde, die nicht kollektiv in einer Meute zum Einsatz kamen, sondern als individuelle Begleiter von Adligen auftraten. Solche Hunde waren die zeitgenössischen Luxusattribute und hatten den Rang von Statussymbolen. Sie zu besitzen, sich mit ihnen bildlich verewigen zu lassen oder sie als Freundschaftsgeste zu verschenken, gehörte geradezu zum guten Ton der Oberschicht. Keinesweges außergewöhnlich war dabei die Beschaffung von Jagdhunden als - wir würden sagen - erpressten Geschenken. So wandte sich Kaiser MAXIMILIAN I. (gest. 1519) im Jahr 1507 an den Abt von Stams in Tirol mit folgendem Befehl betreffs zweier Jagdhündchen: „Nun meinen wir, dass Du solch gute Hunde in Stams nicht brauchst, während wir gute Hunde benötigen. Deshalb befehlen wir Dir, dass Du beide genannten Hunde bei Vorlage dieses Schreibens uns schicken lässt und Dich nicht weigerst, das zu tun“. Bedenkt man, dass es bis in das 18. Jahrhundert durchaus nicht unüblich war, zusammen mit Hunden gleich auch ihre Führer zu verschenken, liegt in dieser Episode noch eine vergleichsweise milde Variante des Besitzwechsels.

Im Unterschied zur Gegenwart, wo die verantwortungsbewusste Jagdgebrauchshundezucht überwiegend von einzelnen Jägerinnen und Jägern als private Liebhaberei betrieben wird, war die Zucht von Jagdhunden im Mittelalter primär an Adelshöfen und auch in Klöstern angesiedelt. Überregionale Bekanntheit erlangten die „Hubertushunde“ aus St. Hubert in den Ardennen, aber auch andernorts existierten Zwinger an Klostermauern; so etwa in der bayerischen Benediktinergemeinschaft am Tegernsee. Die Jagdhundehaltung und -zucht ausgerechnet in Klöstern ist auf den ersten Blick erklärungsbedürftig, denn nach biblischer Lehre ist der Hund ein unreines Tier und zu Stätten der Gebetsstille und des Glockengeläuts wollen domestizierte Raubtiere nicht recht passen. Außerdem verbot schon das frühe Kirchenrecht den Geistlichen sowohl das Vergnügen von Weidwerk und Beizjagd als auch die Haltung von dafür benötigten Helfertieren. Kaum verwunderlich also, dass die Mönchsgemeinschaften sich diese Last nicht freiwillig aufgebürdet hatten. Die Unterbringung und Verpflegung der fürstlichen Jagdhunde (sog. Hundelege) sowie die Aufzucht von Junghunden (sog. Hundsauftockung) war ihnen vielmehr von den jeweiligen Landesherren aufgezwungen worden. Dahinter stand der an sich nicht falsche Gedanke, dass in Klöstern als autarken Wirtschaftseinheiten genügend Platz für Zwinger und vor allem genügend Futter für die hungrigen Mäuler verfügbar ist. Aus fürstlicher Perspektive eine ebenso bequeme wie kostengünstige Lösung.

Auf diese Weise standen verteilt über ihren Machtbereich überall Meutehunde für Hofjagden bereit. Ernährt wurden die Jagdhunde überwiegend mit Getreidebrei, vor allem aus Hafer.

Über das Hundelegen und die Verpflichtung zur zeitweisen Beherbergung der Hofjäger in den Klöstern unterrichteten uns die zeitgenössischen Quellen häufiger, bevorzugt dann, wenn es zwischen Fürst und Abt zu Streitigkeiten über diese Punkte gekommen war. So beschwerte sich der 1463 verstorbene Abt HERBORT II. von Murrhardt in Württemberg, sein Kloster sei ein Hundezwinger geworden, „dann meines gnädigen herrn hundtsbuben [Hundeknechte] undt hundte liegen darinnen“, und bemerkte ironisch „meine münchen [Mönche] dörfen nicht singen, die hundte heulen genug“. Angesichts wiederholter Reibereien kam es in der Neuzeit zunehmend zur Ablösung der klösterlichen Verpflichtung zur Hundelege und Hundsaufstockung durch Geldzahlungen. Dies hatte wiederum eine verstärkte Beanspruchung der bäuerlichen Bevölkerung sowie der Metzger und Müller zur Folge. Ihnen wurden nicht nur die enormen Kosten der Hundelege aufgebürdet, sondern auch bei Strafe die Sorge dafür, dass die anvertrauten Schützlinge nicht „unedel“ belegt würden. Obgleich empirisch natürlich nicht zu bestätigen, glaubte man lange, alle je von einer Hündin gewölften Welpen würden nach dem ersten Deckrüden schlagen.

Zu den Auswirkungen der höfischen Jagdpräferenzen auf das Hundewesen gehörte einerseits die Hundehaltung in heute unvorstellbar großen Mengen und unter unvergleichlicher Prunkentfaltung, andererseits die Einbindung der bellenden Jagdhelfer in das höfische Zeremoniell. Das rituelle Genossenmachen der Meute (sog. Pfneischen) nach erfolgreicher Jagd zählte ebenso hierzu wie die individuelle, von Dankbarkeit und Wertschätzung geprägte Behandlung des Leithundes. Im Vorfeld der eigentlichen Hetzjagd zeigte der Leithund am Hängeseil (abgeleitet von „nachhängen“ = verfolgen der Fährte) Fährten an und musste auf Kommando eine bestimmte, gesunde Fährte unbeirrt halten können. Nachdem der Leithundjäger über diese Versuche Rapport erstattet hatte, entschied der Jagdherr, welches Stück verfolgt werden sollte. Zur Belohnung präsentierte man dem Leithund nach der Jagd im Beisein der ganzen Jagdgesellschaft vom erlegten Hirsch das abgeschlagene Haupt samt Geweih und atzte ihn mit dessen Gehirn. Die sorgfältige Betreuung und mühevollen Ausbildung des Leithundes lag im doppelten Sinn in den rechten Händen der höfischen Berufsjäger, denn bis in das 19. Jahrhundert lenkte man den Hund überwiegend rechtsseitig mit der rechten Hand am Riemen. Erst ab dieser Zeit wechselte die Hundeführung - bedingt durch das rechts geführte Gewehr - auf die linke Seite; nur in der Beizjagd erübrigte sich diese Umstellung. Stark rituell überformt war in Berufsjägerkreisen sogar die Art und Weise, wie der Hund angesprochen und abgeliebelt wurde. Stets freundlich, liebevoll und ruhig sollte man mit ihm reden, gewöhnlich in gereimten sog. Weidsprüchen (z.B. „Ge, geselle, / da get her das schwein, / hüet dich, lieber knecht, /es mag wol ein eber sein“ oder „Wolhin, wolhin, trauter, guter Gesellmann, hin, hin, hin. / Wolan, wolan, hin gen Holtz, da schleicht heut manch' edel Hirsch stoltz.“). Solche jagdlichen Sinnsprüche begegnen seit dem 14. Jahrhundert und stehen im Zusammenhang mit

dem Aufkommen einer jagdlichen Standessprache, welche heute noch als „Jägersprache“ fortlebt. Der Hund spielt in ihnen die Hauptrolle und taucht regelmäßig als „Geselle“ auf, wovon der Eigenname „Gesellmann / Söllmann“ abgeleitet ist - eine für Schweißhunde bis in unsere Tage beliebte Namenswahl.

Die eigenhändige Abrichtung des Leithundes war Ehrensache, ja sogar zwingende Ausbildungshürde auf dem Weg zu höheren Rängen in der Ämterhierarchie des Fürstenhofes. Den Hund schlecht zu behandeln, gar zu schlagen, galt als verpönt und schimpflich für den Jäger. Gerade diese Indizien für den liebevollen und verständigen Umgang mit dem Jagdkameraden muten auch heute noch zeitlos sympathisch an. Die Schattenseiten des landesherrlichen Jagdregals bestanden freilich in bei Verstoß drakonisch gehandhabten Vorschriften über die Verstümmelung bzw. Bewegungseinschränkung nichtherrschaftlicher Hunde. Deren Wildern sollte durch Knochenbrüche, Lauf- oder Zehenamputationen oder angehängte Knüppel verhindert werden. Diese sadistischen Praktiken sind allerdings nicht zu verwechseln mit der seit 803 belegten Kennzeichnung von Hunden als Besitzmarkierung durch Teilrasur oder Brandzeichen (Vorläufer der heutigen Tätowierung), die eine Wiederbeschaffung von gestohlenen Jagdhunden oder solchen, die sich bei der Jagd verlaufen hatten, gewährleisten sollten. Welcher Wertschätzung sich die Jagdspezialisten auf vier Pfoten erfreuten, dokumentieren beträchtliche Bußgeldsätze für ihren Diebstahl aus dem Frühmittelalter. Laut einem Gesetzestext dieser Zeit musste der Dieb entweder die horrende Geldstrafe für den entwendeten Jagdhund entrichten oder aber in aller Öffentlichkeit dessen Hinterteil küssen.

Alltagssorgen bereitete früher wie heute die Gefährdung von Hunden bei der Jagdausübung, konkret die Verletzung durch annehmendes Wild (damals wie heute v. a. Schwarzwild), die man u.a. durch „Schutzkleidung“ und Stachelhalsungen mit nach außen weisenden Stacheln zu reduzieren trachtete. Ferner waren ansteckende Krankheiten gerade wegen der massenhaften Hundehaltung und der Jagd mit großen Meuten ein ernstzunehmendes Problem. Zwar kannte man etwa die Staupe im Mittelalter noch nicht, aber Plagegeister wie Flöhe oder die schon in der Antike wegen ihrer Übertragbarkeit auf den Menschen gefürchtete Tollwut stellten die Verantwortlichen vor große Schwierigkeiten. Ratschläge für die Hundehaltung schärften immer wieder strikte Zwingerhygiene, individuelle Körperpflege (durch Waschen und Bürsten), angemessene Ernährung und aufmerksame Beobachtung des Zustands der Tiere als Voraussetzungen für ihre gute Verfassung und damit exzellente Jagdleistung ein.

Fazit

Bündeln wir die zeitlich weit ausgreifenden und ganz unterschiedlichen Befunde knapp, so erscheinen einige Aspekte abschließend hervorhebenswert: Im Mittelalter und in der Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert herrschte zweifellos eine erheblich größere Vielfalt der Jagdarten, und jagdliche Helfertiere hatten tendenziell einen höheren Stellenwert als heute, denn je unterentwickelter die

Schusswaffen waren, um so stärker griff man auf alternative Jagdmethoden zurück. Demgegenüber ist das Repertoire an tierischen Jagdgehilfen in der Gegenwart reduziert auf Frettchen, Beizvögel und Hunde. Dieser Verengung liegen weniger wechselnde Moden (die eher die Wahl der Beizvogelart/Jagdhunderasse beeinflussen) zugrunde, als vielmehr tiefgreifende Umwälzungen auf ethischer, rechtlicher, wirtschaftlicher und technischer Ebene - in erster Linie ein Wertewandel im Bereich des Tierschutzes. Trotzdem verkörpern auch im heutigen Jagdgeschehen die Helfertiere ein ebenso unverzichtbares wie konservatives Element, denn viele ihrer Charakteristika und viele Rahmenbedingungen ihrer jagdlichen Verwendung haben sich seit Jahrhunderten kaum verändert.

Ungeachtet widerwärtiger Exzesse und mancher Tierquälerei, die uns abstoßend und keinesfalls weidgerecht erscheinen, sorgte die höfische Adelsjagd für eine Delegation jagdspezifischer Aufgaben und damit für die frühe Herausbildung eines Berufsjäger- bzw. Berufsfalknertums schon in der Regierungszeit Kaiser KARLS DES GROSSEN (gest. 814). Diese Personen in höfischen Diensten traten ihre Laufbahn häufig schon mit sieben Jahren an und lernten ihr Handwerk von der Pike auf. Für sie war der Umgang mit tierischen Jagdhelfern alltägliche Praxis und hohe Kunst. Gemessen an ihrem Wissen und ihrer Erfahrung haben wir modernen Nimrode und Dianas, die in der Regel als Freizeitbeschäftigung mit Helfertieren jagen, keinen Grund zu moralischer oder fachlicher Überheblichkeit. Jenseits aller Unterschiede im Wandel der Epochen vereinen uns mit den Altvorderen die Freude an der Arbeit, am Leben mit tierischen Jagdgenossen sowie die tiefe Zuneigung zu diesen Tieren.

Literatur

alles jagd ... eine kulturgeschichte. Kärnter Landesausstellung im Schloss Ferlach vom 26. April bis 26. Oktober 1997. Katalogbuch, hg. vom

Land Kärnten. Kulturabteilung - Kärntner Landesausstellung unter Leitung von G. HÖDL/H. PUCKER, Klagenfurt 1997.

- BUGNION, J., 2005: Les chasses médiévales. Le brachet, le lévrier, lépagneul, leur nomenclature, leur métier, leur typologie, Gollion.
- DOBIAT, C., 2005: *Cervus domesticus*. Die Jagd mit dem Lockhirsch im Frühen Mittelalter, in: *Reliquiae gentium*. Festschrift für Horst Wolfgang Böhme zum 65. Geburtstag, hg. von DEMS., Rahden (Westf.) 79-101.
- GASSER, C., 2005: Attività venatoria e documentazione scritta nel Medioevo: L'esempio dell'uccellazione, in: *Los libros de caza*, hg. von J.M. FRADEJAS RUEDA (Estudios y ediciones 6), Tordesillas, 9-82.
- GIESE, M., 2007: Graue Theorie und grünes Weidwerk? Die mittelalterliche Jagd zwischen Buchwissen und Praxis, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 89, 19-59.
- GIESE, M., 2008: Die Tierhaltung am Hof Kaiser Friedrichs II. zwischen Tradition und Innovation, in: *Herrschaftsräume, Herrschaftspraxis und Kommunikation zur Zeit Friedrichs II.*, hg. von K. GÖRICH / J. KEUPP / Th. BROEKMANN (Münchener Beiträge zur Geschichtswissenschaft 2), München, 121-171.
- Herrlich Wild. Höfische Jagd in Tirol. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien. Schloss Ambras, Innsbruck, 16. Juni-31. Oktober 2004, hg. von W. SEIPEL, Wien 2004.
- Jagdzeit. Österreichische Jagdgeschichte - eine Pirsch. 209. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Hermesvilla, Lainzer Tiergarten. 28. März 1996 bis 16. Februar 1997, Konzept R. KASSAL-MIKULA/S. KRASA, Wien, 1996.
- Le lapin (2ème journée). Journée d'étude de la Société d'Ethnozootecnie, 24 Novembre 2004, hg. von J. ARNOLD (Ethnozootecnie 75), Paris 2004.
- RÖSENER, W., 2004: Die Geschichte der Jagd. Kultur, Gesellschaft und Jagdwesen im Wandel der Zeit, Düsseldorf/Zürich.
- „...sonst wird dich der Jäger holen!“ Die Jagd: Vergnügen und Verderben. Katalog der Ausstellung Heidelberg, 3. November 1999 - 30. Januar 2000, hg. von Th. WERNER, Heidelberg 1999.
- TEUSCHER, S., 1998: Hunde am Fürstenhof. Köter und „edle Wind“ als Medien sozialer Beziehungen vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: *Historische Anthropologie* 6, 347-369.